

„Stolpersteine erfordern Aufmerksamkeit“

Professorin Talabardon: Tragödie des europäischen Judentums bildet sich in Ansbacher Synagoge ab

ANSBACH – Sie ist im Grunde „um jede Initiative froh, die jüdisches Leben wiederinstalliert oder wiederbelebt“. Dies sagt Professorin Dr. Susanne Talabardon zum neuen Verein Israelitische Religionsgemeinde Ansbach-Mittelfranken. Sie lehrt an der Universität Bamberg Judaistik. Bei der Woche der Brüderlichkeit sprach sie über die Vielfalt des Judentums. Bei diesem Thema erwähnt sie auch den einsamen jüdischen Robinson.

FLZ-INTERVIEW

Frau Professorin Talabardon, Sie referierten über die Vielfalt des Judentums. Wie vielfältig ist es denn?

Äußerst vielfältig. Seit seiner Entstehung in der Spätantike haben sich immer viele Strömungen nebeneinander gezeigt. Es gibt ja da die berühmte Geschichte vom jüdischen Robinson, der auf seiner einsamen Insel hockt und eines Tages von einem Schiff gerettet wird.

Er führt den Kapitän stolz auf der Insel herum und zeigt ihm, was er alles gebaut hat: unter anderem zwei Synagogen. Der Kapitän fragt: „Wieso zwei Synagogen? Sie sind doch hier ganz alleine.“ Robinson antwortet: „Das eine ist die Synagoge, in die ich gehe, und das andere ist die Synagoge, in die ich auf gar keinen Fall gehen würde.“ Zum Innersten des Judentums gehört, dass man sich differenziert, dass man verschiedene

Gruppen und Strömungen hat und sich gegeneinander abgrenzt.

Wie ist es heute um das jüdische Leben in Franken bestellt?

Diejenigen, die heute das jüdische Leben in Franken gestalten wollen und dürfen, stehen zum überwiegenden Teil nicht in Verbindung mit dem jüdischen Franken, das wir seit dem Mittelalter und dann wieder verstärkt nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Region gehabt haben. Da liegt natürlich die Shoah dazwischen. Das jüdische Leben nach 1945 ist etwas völlig Neues und völlig anderes.

Es wurde hauptsächlich von sogenannten Displaced Persons gestaltet, verschleppten oder geflüchteten Menschen, die überwiegend aus Osteuropa kamen und hier heimisch wurden, aber vor allem ihre Traditionen mitbrachten. Verstärkt wanderten außerdem seit den 90er Jahren die sowjetischen Juden ein. Sie hatten auch keine originäre Beziehung zum fränkischen Judentum.

In der sogenannten Reichspogromnacht 1938 beschädigten Schergen des Regimes auch die Ansbacher Synagoge massiv. Gleichwohl überstand sie den NS-Terror. Was kann sie heutigen und künftigen Generationen erzählen?

Sie erzählt von der Zeit, da Ansbach eine jüdische Gemeinschaft hatte, und davon, wie eine jüdische Gemeinschaft in einer mehrheitschristlichen Stadt gelebt, ihre eigene

Kultur definiert hat und sich auch sehr hat beeinflussen lassen von der Mehrheitskultur – und trotzdem ihre eigenen Akzente gesetzt hat.

Sie erzählt aber auch die Geschichte der Leere, dass lange kein Gottesdienst stattfand und es mehr oder weniger ein museales Gebäude ist. Damit bildet sich die Tragödie des europäischen Judentums auch in der Ansbacher Synagoge ab.

Seit 2014 lässt die Stadt Ansbach, initiiert vom Frankenbund, jedes Jahr Stolpersteine verlegen, um an das Schicksal früherer jüdischer Mitbürger zu erinnern. Wie stehen Sie zu den Stolpersteinen?

Die werden sehr kontrovers diskutiert. Die einen sagen, man soll das nicht machen, denn dann latschen die Leute drüber, oder es wird verdreht oder anderweitig beschmutzt. Andere sagen, dass es gut ist, weil es eine Möglichkeit ist, an die ehemaligen Bewohner zu erinnern. Ich gehöre eher zur zweiten Fraktion.

Das ist eine sehr diskrete Form, die eine hohe Aufmerksamkeit erfordert. Gerade diese Erfordernis und dass man dazu herausgefordert wird, genau hinzuschauen, auch darauf zu schauen, wohin man mit den Füßen tritt, das entspricht eigentlich durchaus – leider – dem, worum es geht.

Lange lebten kaum Juden in Ansbach und der Region – bis zu den sogenannten Kontingentflüchtlingen aus der früheren Sowjetunion. In

die Synagoge zieht wieder gottesdienstliches Leben ein. 2017 gründete sich der Verein Israelitische Religionsgemeinde Ansbach-Mittelfranken. Wie finden Sie Initiativen wie diese?

Das kann ich natürlich so pauschal nicht sagen, weil ich über die Initiative nichts weiß. Aber im Grunde genommen bin ich um jede Initiative froh, die jüdisches Leben wiederinstalliert oder wiederbelebt. „Wiederbeleben“ ist ein bisschen absurd, aber diese Absurdität ist ja korrekt.

Antisemitismus ist weiterhin ein großes Problem. Die Zahl solcher Straftaten war 2017 in Deutschland mit 1453 Delikten hoch. Fühlen sich Juden noch sicher in Deutschland?

Was meine eigene Person angeht, ja. Ich fühle mich nicht unsicher, ich fühle mich wohl. Ich muss es auch mal ganz nachdrücklich sagen, für alle die, die das irgendwie anders sehen: Ich bin eine deutsche Staatsbürgerin, die liberal-jüdisch geprägt ist, und unterscheide mich in fast nichts, was mein Nationalgefühl oder so etwas betrifft, von anderen Menschen, die hier leben. Wenn man sich gegen eine Minderheit negativ



Ansbachs Synagoge erzähle „davon, wie eine jüdische Gemeinschaft in einer mehrheitschristlichen Stadt gelebt“ habe, sagt Professorin Dr. Susanne Talabardon. Foto: O. Herbst

einstellt, dann leidet die andere Minderheit auch darunter.

Es ist nicht zu machen, dass man die eine Minderheit, zum Beispiel die muslimische, als irgendwie der deutschen Mehrheitsbevölkerung unzutraglich kennzeichnet und meint, die Juden beträfe das nicht.

INTERVIEW: OLIVER HERBST